

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Abendzeitung für Nordbaden und die Pfalz. 1949-1951 1951

(1.7.1951) Das Wochenende. Unterhaltungsbeilage der AZ

Das Wochen- Ende

Unterhaltungsbeilage der AZ

Sonntag, 1. Juli 1951

Von Mensch zu Mensch

Der Mann mit der Eule

In Bern macht neuerdings ein alter Mann von sich reden. Er trägt einen durchlöchernten Pappkarton spazieren, mit dem er sich leise unterhält. In dem Karton sitzt eine Eule. Eine Zeitlang war der Mann mit der Eule auf der Schulter durch die Straßen gegangen, aber die eidgenössische Öffentlichkeit hielt an dem wunderlichen Schulterreiter Aergernis genommen, und so ist der Alte auf den Ausweg mit dem Pappkarton verfallen.

Es wird nicht berichtet, daß der Mann sich auch sonst eulenspiegelhaft benähme. Der Mann mit der Eule ist einfach ein Original, das, was man einen „Kauz“ nennt, und daß ein Kauz eine Zuneigung zu einer Eule lassen kann, sollte nichts Unbegreifliches sein. Aber in dem Mann mit der Eule wird wohl obendrein noch eine besonders menschliche Situation sichtbar, die gar nicht so selten ist, wie man denkt. Wenn ein Mensch bedrückender Einsamkeit anheimfällt, oder wenn er durch Menschen die schmerzlichsten Enttäuschungen erfährt, wendet er sich oftmals dem Tier zu. Da hat er ein Stück kreatürliches Lebens in seiner Nähe, da schlägt auch ein Herz, geht ein Atem, ist Wärme, die der Hand wohltut, und Enttäuschungen, Verwundungen, Kränkungen braucht er hier nicht zu befürchten. Das Tier als Menschenerzatz, als Objekt der Zuneigung und Fürsorge, ist eine traurige, aber auch eine tröstliche Erscheinung. Traurig, weil man meint, einem menschlichen Fühlen müsse doch auch eine menschliche Antwort werden, und es sei das Schmerzlichste, einen Menschen nach seinesgleichen darben zu sehen. Tröstlich aber, weil das Leben doch auch in der Tiergestalt dem Menschen zu antworten vermag. Und man muß nicht einmal transzendent gesinnt sein, um die Bruderschaft alles Lebendigen als etwas Beglückendes zu empfinden. Das Tier als Freund, das Tier als Kamerad — das sind nicht bloß rührende Geschichten, es sind Lebenserfahrungen, die wir nicht missen möchten.

Vielleicht ist der Mann in Bern eine philosophische Natur. Denn die Eule, einstmals der Göttin Pallas Athene

heilig, gilt ja als der Vogel der Weisheit. Deshalb thront sie auch, in Holz geschnitten, in Marmor gemeißelt, in Bronze gegossen, mit Vorliebe auf den Bücherschränken bürgerlicher Herzenszimmer, selbst wenn sich in diesen Schränken nicht gerade die Herren Philosophen ein Steildickicht geben.

Übrigens sind unter den Eulen, die man nicht nach Athen tragen soll, nicht die Vögel zu verstehen, sondern silberne Geldstücke, die als Münzbild eine Eule zeigten. Und von diesen „Eulen“, wie der Volksmund die Münzen benannte, gab es im athenischen Staatschatz einen solchen Ueberfluß, daß die Bürger keine Steuern zu bezahlen brauchten.

Glückliches Athen! Aber über die Agora, den Marktplatz Athens, soll einmal ein Mann namens Diogenes gegangen sein, ein Philosoph, der trug zwar nicht einen Weisheitsvogel im Pappkarton vor sich her, sondern eine Laterne, die brannte um helllichten Tag, und auf die spöttisch-verwunderte Frage seiner Mitbürger antwortete der Mann, er suche einen Menschen.

Also auch damals schon — in einer Zeit, von der wir noch immer meinen, der Mensch sei heil und in Ordnung und in schöner Harmonie mit sich und seinesgleichen gewesen —, auch damals schon war der Mensch eine seltene Sache, die man suchen mußte. Und mancher, damals wie heute, ist froh, wenn er statt eines Menschen wenigstens ein Tier findet — einen Hund, eine Katze, eine Schildkröte, eine Eule.

Inzwischen sind wir zahllos geworden, fast schon wie der Sand am Meer, es ist kein Mangel an uns, und wir mangeln uns trotzdem. Wir stoßen aufeinander, reiben uns aneinander wie Sandkörner, blind und knirschend, aber wir erkennen uns nicht. Statt daß Befriedigung um sich griffe, wächst Entfremdung. Vielleicht rufen wir uns gerade noch etwas zu, eine Verströmung auf später, und schon haben wir uns aus den Augen verloren. Aber wenn wir einen sehen, der mit einer Eule spazierengeht, rufen wir nach der Polizei.

Friedrich Rasche

Karl N. Nicolous Ein Brautkleid, Größe 40

Man hört von den seltsamsten Dingen, die verliehen werden. Man muß sich gegenseitig helfen. Früher gab es Truhen, und in diesen sagenhaften Truhen, die inzwischen rumeist verheizt und erbrochen oder verbrannt sind, oder auf eine andere Manier zerstört, lagen tief unten auf dem Grunde zuweilen Brautkleider und Brautschleier und was derartige Requisiten friedlicher Zeiten mehr sind.

Hin und wieder kamen sie ans Licht, um auf Mottenfraß untersucht zu werden. Dann stand die versammelte Familie staunend vor der einstigen Hochzeitspracht, und die Alten kriegten blanke Augen vor lauter Rührung, wie schön es damals war bei der Hochzeit. Und sie verehrten das Hochzeitskleid wie eine Reliquie. Daß sich das Leben jenseits des Brautschleiers als bedeutend weniger duftig herausstellte und durchaus nicht so zart wie Klöppelspitzen ist, sagte natürlich bei so feierlichen Anlässen niemand. Und wenn die Rührung ihren Höhepunkt erreicht hatte, fing man an, auf die Motten zu schimpfen, und der Vater bezog auch den Holzwurm mit ein, der in der Truhe hauste, während die Mutter den Begriff „Motten“ unberechtigtweise in Gedanken etwas erweiterte und einige weibliche Gestalten in den Fluch mit einschloß, die sich am Saum von Vaters Leben nebenher und illegal eingemischt hätten. Und dann fing man an, mit Mottenkugeln zu schmeißen, und sagte unter den Versicherungen der

höchsten Hochachtung vor der Vergangenheit das Hochzeitskleid wieder ein.

Das war pietätvoll, aber unrentabel. Die wenigen Brautkleider alten Stils, die die Wirren der Zeit überstanden haben, lassen sich rationeller verwerten: man kann sie verleihen.

Leute mit Stilgefühl werden natürlich zusammenzucken, sie werden meinen, eine Braut im geborgten Brautkleid müßte garantiert einem gräßlichen Schicksal entgegenschreiten. Und sie meinen, daß in einer solchen Ehe schon der Wurm sitze, der Wurm des Ausgetauschtwerdens — und man könne sich dann ja über nichts mehr wundern!

Dennoch geschieht dergleichen. Vor mir liegt ein Zeitungsblatt mit einer Anzeige. In der steht zu lesen: „Brautkleid, Größe 40 bis 42, in gute Hände zu verleihen...“ Es folgt eine Privatadresse.

Also eine Frau verleiht ihr Brautkleid an diverse Bräute der Größe 40 bis 42. Und so wandert es eben von Braut zu Braut nein, nicht von einer x-beliebigen zu einer anderen x-beliebigen. Die „guten Hände“ seien dieselbe Sache wie mit dem Myrtlenkranz. Es sei so ein Begriff, aber man ginge den Dingen nicht weiter auf den Grund. Wer sollte es auch tun?

Tatsache ist: Das Brautkleid wandert — von einer Braut Größe 40 bis 42 zu einer anderen Braut Größe 40 bis 42. Wie viel Hochzeiten wohl so ein Brautkleid aushält? Schließlich war es auf solche Strapazen nicht berechnet.



Bilder — die erzählen

lassen sich weit zurückverfolgen, in 1775 gemalt. Damals fand der große Trubel auf dem Klagesmarkt statt. Der Hofmaler Ramberg, ein kritisch-satirischer Beobachter des Volkslebens, läßt auf dem Bilde durchblicken, was neben dem Scheibenschießen und sonstigen Belustigungen die Hauptsache war: Essen und Trinken. Selbst der Stadtsoldat mit der Hellebarde hat ein Glas in der Hand. Der sitzende Bürger in der Mitte, der einen Hering bis auf den Kopf verspaist hat, führt wenigstens einen halben Liter zum Munde. Fische waren damals offenbar sehr begehrt. Ueber den Korb der Fischfrau rechts vorn fällt ein anderer bezopfter Bürger her, noch ehe er seine füllige Ehehälfte bedacht hat, beißt er selbst gierig in einen Hering. Die Kinder, soweit sie nicht raufen, sind kauernd mit großen Wecken beschäftigt. Heule bietet sich in den Genäusen wohl eine größere Auswahl, aber sonst ist es das alte Geschlechter kommen, Geschlechter vergehen, die Schützenfeste bleiben bestehen.

Unter den Volksfesten, die sich größter Beliebtheit erfreuen, stehen in Deutschland die Schützenfeste an erster Stelle, ihre Entstehung und ihre Tradition Hannover zum Beispiel bis in das Jahr 1397. Unser Bild freilich ist etwa um 1775 gemalt. Damals fand der große Trubel auf dem Klagesmarkt statt. Der Hofmaler Ramberg, ein kritisch-satirischer Beobachter des Volkslebens, läßt auf dem Bilde durchblicken, was neben dem Scheibenschießen und sonstigen Belustigungen die Hauptsache war: Essen und Trinken. Selbst der Stadtsoldat mit der Hellebarde hat ein Glas in der Hand. Der sitzende Bürger in der Mitte, der einen Hering bis auf den Kopf verspaist hat, führt wenigstens einen halben Liter zum Munde. Fische waren damals offenbar sehr begehrt. Ueber den Korb der Fischfrau rechts vorn fällt ein anderer bezopfter Bürger her, noch ehe er seine füllige Ehehälfte bedacht hat, beißt er selbst gierig in einen Hering. Die Kinder, soweit sie nicht raufen, sind kauernd mit großen Wecken beschäftigt. Heule bietet sich in den Genäusen wohl eine größere Auswahl, aber sonst ist es das alte Geschlechter kommen, Geschlechter vergehen, die Schützenfeste bleiben bestehen.

Kriegsende auf einem kleinen Dorf

Von Luise Rinser

Es war einmal vor vielen Jahren ein Tag, da war der Krieg zu Ende. Sechs Jahre, wirklich erst sechs Jahre ist es her, daß ich eines Tages die weiße Fahne hülte, genau gesagt: ein Kinderbettchen an eine Bohnenstange band und sie zum Balkon hinaushängte! Es war Ende April, und in unserer Ecke, der südöstlichsten Bayerns, wurde noch gekämpft, wir aber fanden, es sei genug, und wir ergaben uns. Freilich ein wenig zu früh, wie wir bemerkten, als am nächsten Morgen an unserem einsamen Haus ein Lastkraftwagen der SS vorbeifuhr und man nach unserer fröhlich wühenden Friedensflagge schoß. Drei braune Löcher wies sie auf; wir ließen sie hängen.

Ein paar Tage später flog im Morgengrauen ein Stein durch mein offenes Fenster (denn wir besaßen keine Klingel). Meine Kusina Fanny stand unten, ungekämmt und unterm Mantel im langen weißen Nachthemd, ein aufgelöster Friedensengel. „Der Krieg ist aus“, schrie sie, „komm runter.“ Ich kam, ich stürzte hinunter, eine Jacke überm Schlafanzug. Fanny lud mich hinten auf ihr Rad, wir fuhren ins Dorf. Das Dorf war aufgestört, die Fenster standen offen, man lauschte atemlos auf die Nachrichten, die der Lautsprecher des Wirts über den Kirchplatz rief, wechselnde Nachrichten, die es noch nicht so sicher erscheinen ließen, daß der Krieg wirklich zu Ende war.

Der Bürgermeister stürzte ins Wirtshaus, drehte das Radio ab und schrie wütend: „Noch ist es nicht so weit“, der Gastwirt, sein Feind, drehte wieder an und sagte gelassen: „Aber bald, mein Lieber, bald“, und dies blieb für einige Tage das letzte gültige Wort: „Bald, mein Lieber, bald.“ Die Radionachrichten waren von Stunde zu Stunde verschieden.

Meine Kinder, klein und unverstündig, doch ahnungsvoll, machten auf der Wiese eine Reisigfeuerchen und verbrannten ihren Spiel-Hitler, ein abscheuliches Ding aus Papiermaché, einen Soldaten mit Hitlers Gesicht und einem beweglichen rechten Arm. Gott weiß, wer ihnen den geschenkt hatte; sie benutzten ihn harmlos als Pöppchen und hatten doch zuletzt begriffen, wessen Abbild er war. Nun also verbrannten sie ihn und tanzten um das Feuer und sangen: „Der Hitler ist tot, der Hitler ist tot“, eine moderne Variation des alten Märchentextes: „Der Wolf ist tot.“ In eben dieser Stunde fuhr der Ortsgruppenleiter vorüber, hörte es, stutzte, stieg vom Rad, stieg schweigend wieder auf und fuhr rasch davon.

Die Frauen des Dorfes machten, vom Warten zermüht, eine Bittprozession um Frieden zur Wallfahrtskapelle. Ich begegnete ihnen, als ich gerade die letzte, die endgültige Nachricht hatte. „Der Krieg ist aus“, ich rief es mitten in ihr frommes Gebet, der Zug löste sich auf, wir weinten vor Freude, es war Frühling, wir lebten — weich ein Abend! Aus den Bergen hörten wir weiterhin

Geknatter von Maschinengewehren und Detonationen aller Art, und dann, plötzlich, waren die Amerikaner da, das ganze Dorf war voll von ihnen, ein fremdes Bild, fremde Leute, angst-einflößend für uns, die an Angst Gewöhnten.

Meine Angst war nicht ganz so groß wie meine Neugier, und ich wagte mich als einzige aus dem Haus ins Dorf. Wir hatten Befehl, die Waffen abzuliefern. Ich versuchte meines Vaters riesigen, uralten Revolver abzugeben. Die Amis aber wollten ihn nicht. Sie lachten sich tot über „the funny old thing“. Ihr Lachen war jung, lustig und offen, es steckte an.



Einige Tage später aber rollte ein Riesenpanzer auf mein kleines Haus zu, er hätte es zerdrücken können wie einen Maikäfer; er tat es nicht. Er hielt. Zwei wilde Eroberer sprangen heraus und stürmten ins Haus. „Weapons! Waffen!“ Ich zitterte, besaß ich doch den alten Revolver. Plötzlich aber sah ich den einen der beiden Krieger stutzen. Seine Augen wurden unsoldatisch, er rief: „O, look, books! Lot of books!“ Er stellte sein Gewehr in die Ecke, warf sich in einen Sessel und erklärte mir, er studiere Philologie mit Hauptfach Deutsch. Keine Rede mehr von Waffen, weit weg war der Krieg, weit weg auch das harte Verbot der Fraternisation. Nichts mehr als gemeinsame Freude an Büchern, am Geist. Der andere Soldat, fern solchen Interessen, betrachtete mit wohlwollender Gleichgültigkeit diese Szene unerlaubter (ach — unerlaubter) Fraternisation.

Die Amis, bald heimlich im Dorf, machten Tauschgeschäfte: Schokolade gegen frische Eier. Ich betrat schüchtern den Lagerplatz. Der Koch, zwei Meter lang, zeigte sich alsbald entzückt von meinem Schulenglisch mit Oxford-Akzent und eröffnete ein längeres Gespräch, in dessen Verlauf ich ihm erklärte, ich besäße Freunde in den Staaten, zum Beispiel in Boston. Ach, und er, der Koch, stammte

aus Boston! Sein Entzücken war groß, und er schickte mich fort, einen Handwagen zu holen. Wozu einen Wagen? „Geh und hole ihn.“ Ich holte ihn, und der Koch belad ihn, bis mir heiß wurde vor Glück. Viele Dosen Wurst und Käse lud er auf, eine Zentnertonne Reis und Kartons mit jenem gewürfelten Kaffeegemisch, das Percyllia enthielt und uns obendrein Caffein-Entwöhnung in einen echten Rausch versetzte, der uns übel bekam.

Das freilich war des guten Bostoners Schuld nicht. Sein Motiv war herrliche Hilfsbereitschaft. Auch mochten die Amis diese Sachen nicht, es war SS-Beuteware, und sie selber hatten Besseres. Wir aber, und mit uns Freunde und Nachbarn, wir aßen. Wir aßen uns zum erstenmal wieder satt. Wer kann heute noch nachfühlen, wie weich schamlos wilder Gier wir uns über das von Fremden geschenkte Essen berauschten und Sattsein, nichts als Sattsein für den Inbegriff des Glücks hielten! Man sollte es so schnell nicht vergessen, es ist eine wichtige Erfahrung, wer sie nie macht, weiß wenig vom Leben.

Andrew, Sergeant, Blumenzüchter aus Maine, besaß diese Erfahrung nicht, als er meinen Kindern auf der Straße Schokolade schenkte und befremdet sah, wie sie das nie gesehene Zeug mißtrauisch auf flachen Händen mir zeigten: „Kann man das essen?“ Ich übersetzte ihm ihre Frage. Die Kinder waren mager, wovon auch sollten sie dick sein. Es war eine jähe und erschreckende Erkenntnis für Andy: „Die Kinder haben Hunger!“ Abend für Abend brachte er nun ein selbstgebratenes zähes Steak, Weißbrot, Schokolade und Burgunder mit der wohlvertrauten Aufschrift: „Vier Jahreszeiten, München.“ Dafür nahm er teil an unserem armen Abendessen: gesalzener Suppe aus Magermilch und Roggenbrot. Ein Andy, wollte kein Sieger sein, er wollte Freund sein, er blieb. Nie war das Leben so schön wie in jenen Sommermonaten, da es uns wiedergeschenkt war; Leben und Freiheit. Nicht alles natürlich war schön und wunderbar, gewiß nicht. Doch warum sollte man nicht des Guten gedenken statt des Unerfreulichen, warum nicht der rührenden zaghaften Gesten der Menschlichkeit auf beiden Seiten?

Das Fieber spricht zu einem kranken Kind

Der Todspecht klopft die Rinde, Dein Blick vergeht so fern; Daß ich dich wachend linde, Atzt dich der Abendstern.

Ich bin die Geißelrute, Die im Verborgnen schlägt; Der Strom in deinem Blute, Der dich ins Dunkle trägt.

Will nun als Leuchte scheinen, Glanz, der dich trösten mocht — Die Mutter möchte weinen Zur Nacht. Kurt Romm

Anja Hegemann

Das Glück ist nur ein Funke

Jedesmal, wenn am Morgen die große Liste mit der Überschrift „Shipment“ auf meinem Schreibtisch lag, wußte ich, daß wiederum Herzen bluten würden. Recht betrachtet, hätte es anders sein müssen. Denn „Shipment“ bedeutete, daß nun wieder ein paar Dutzend erwartungsvoller junger Frauen ein Schiff bestiegen durften zur Überfahrt in das unbekannte, wie waren überzeugt: bessere Land. Gatten, Väter oder Brüder hatten dort schon den Grund für das gemeinsame Weiterleben gebaut. Nun also galt es, die Transportpapiere anzufertigen und die für diesmal Erwählten zu benachrichtigen, nicht schriftlich, sondern der Schnelligkeit halber durch einen persönlichen Besuch. Dabei sah ich dann, daß es oft Tränen gab und daß es nicht immer Tränen der Freude waren.

Eines Tages war auch Isabell an der Reihe. Sie hatte lange Zeit neben mir gewohnt in dem kleinen Haus dicht am Fluß. Von unseren Fenstern konnten wir auf das andere Ufer hinübersehen, und abends hörten wir dorther das fremdartige Singen aus dem Ungarnlager. „Die drüben warten auch“, sagte Isabell, „warum tut man es nicht gemeinsam? Der Fluß lag dazwischen. Tiefe Wasser scheiden die Völker und auch dich und mich, das ist wohl überall so in der Welt. Aber Isabell entdeckte eine Furt über den Fluß. Und kurz darauf machte sie mich mit Akosch bekannt.“

Er war hager, dunkelhäutig und sehr jung, gewiß viel jünger als Isabell. Doch Liebe schreitet über die Klüft von Jahren wie der Glaube über das Wasser, man weiß es. Isabell hatte bald keine Zeit mehr für mich. Einmal nur suchte sie frühmorgens zu mir herein und legte ihren Trauring auf den Tisch. „Tu das weg“, sagte sie. „Ich hab ihn ja nie geliebt. Akosch muß davon nichts wissen.“ Fort war sie, noch bevor ich antworten konnte. Ich tat den Ring in meine Schmuckschatulle und vergaß ihn.

Es war Juni, und zuweilen spazierte ich abends noch ein wenig den Uferweg auf und ab. Leuchtkäfer zuckten grün durch die Weidenbüsche. Ich traf Akosch und Isabell, Arm in Arm. „Schau“, jubelte sie und hielt mir die freie Hand hin. „Ich habe das Glück gefangen.“ Auf ihrer Handfläche saß eines der Tierchen, ein smaragdgrüner schimmernder Funke. „Sonderbar, sieh doch: es rutscht immer entgegen, gesetzt, wie ich meine Hand bewege.“ Richtig, sie ruckte die Hand hin und her, und der Funke sprang her und hin, genau in der umgekehrten Richtung. „Laß es fliegen weg“, meinte

Akosch, und fügte mit seiner verschleierte Stimme leiser hinzu: „Ist nur ein Funke, das Glück, will immer dorthin, wo nicht Hand ist.“ Wir lachten und gingen ins Haus. Lang schlen aus Isabells Fenster das Licht über die Wasserfläche und zerfiel wie mattes Gold in den Wellen.

Am anderen Morgen lag die Liste „Shipment“ neben der Schreibmaschine. In einer der obersten Zeilen stand Isabells Name. Transport übermorgen.

Sie weinte nicht, als ich es ihr mitteilte. Sie hob die Achseln: „Es muß ja einmal sein.“ Dann packte sie ihre Habe war gering. Nach zwei Stunden verschwand sie, und ich sah sie erst wieder, als sie schon im Omnibus zwischen den anderen Frauen saß. Sie winkte mir zu und lächelte sogar. Da erst fiel mir der Trauring ein, der noch bei mir zu Hause verborgen lag. Nun war es zu spät, der Wagen fuhr schon an. Ich beschloß, Isabell den Ring nachzuschicken.

Abends wurde an meine Tür geklopft. Es war Akosch. Warum es

denn so rasch gegangen sei mit dem Shipment, wollte er wissen. „Ich doch eingereicht Heiratspapiere, wollte mitfahren als Isabells Mann. Eine Woche noch, hat Colonel gesagt.“ Es war eine schwere Minute, vielleicht die schwerste in meinem Dienst damals. „Jetzt großes Wasser zwischen mir und Isabell“, sagte Akosch. „Aber nächstes Shipment wird mich fahren.“ Sein Gesicht war hell von einem inneren Glanz.

Da konnte ich nicht mehr anders. Ich holte den Schmuckkasten aus der Lade. Das Glück ist nur ein Funke, Akosch, aber die Wahrheit ist mehr. Vielleicht verirrt ich mit dieser Wahrheit Isabell, aber auch zwischen ihr und mir war schon das große Wasser. Ich gab Akosch den Ring. Was ich dazu sprach, habe ich vergessen. Ich weiß nur noch die stille Gebärde, mit welcher Akosch den Ring in seine Hand legte und ihn küßte, ehrfürchtig und gesammelt, wie man sich über einen geliebten Toten zeigt, ehe man in die tägliche Einsamkeit des eigenen Lebens zurückkehrt.

„Onkel Toms Hütte“

Das 100. Jubiläum des ersten Bestellers

Es ist genau hundert Jahre her, daß eine Wochenschrift in den Vereinigten Staaten mit der Veröffentlichung einer Serie „Uncle Tom's Cabin“ (Onkel Toms Hütte) begann. Die Serie sollte in vier Fortsetzungen laufen und stammte von einer Lehrersfrau, Harriet Beecher Stowe. Die Lehrersfrau, 47 Jahre alt, hatte sieben Kinder zur Welt gebracht und aufgezogen. Ihr Vater, ihr Schwager und ihr Gatte waren fanatische Gegner der Sklaverei, und da sie der Brautstumpf in der Familie war, wirkte ihr Schwager auf sie ein, doch etwas gegen die Sklaverei zu schreiben.

Das sind die äußeren Umstände, unter denen der erste große Bestseller der amerikanischen Literatur erschien. Denn die begeistertsten Leserzuschriften waren so zahlreich, daß die Serie, die ursprünglich nur dem Tod Onkel Toms schilderte, bis zum März 1852, also fast ein Jahr lang, lief. Zur selben Zeit entschloß sich der Verleger John P. Jewett aus Boston, die Serie als Buch herauszugeben. Die Druckpressen begannen zu rollen, sie kamen die nächsten 30 Jahre nicht mehr zum Stillstand.

Als Präsident Abraham Lincoln später die Autorin kennenlernte, meinte er: „Ach, Sie sind also die

kleine Frau, die einen so großen Krieg veranlaßt hat!“ Die Bemerkung des Präsidenten mag übertrieben sein, aber nichtsdestoweniger war die Wirkung des Buches ungeheuer. Heinrich Heine sagte, daß er nach Lektüre von „Onkel Toms Hütte“ begann, die Bibel zu studieren. Führende Schriftsteller dieser Zeit waren ebenso beeindruckt. Die Engländer Charles Dickens und Macaulay, die Französin George Sand, der Russe Leo Tolstoj schrieben lobende Essays.

Was die finanzielle Seite anbetrifft, so konnte die Lehrersfrau nur Gelder in den Vereinigten Staaten verdienen; denn damals gab es noch kein internationales Urheberrecht, so daß allein in Großbritannien 20 sogenannte „Piratenausgaben“ erschienen. 1.500.000 Exemplare wurden allein in England verkauft, von denen die Autorin keinen Cent erhielt. Die Popularität des Buches in Deutschland war womöglich noch größer. Bis zum heutigen Tage erschienen insgesamt 75 verschiedene Ausgaben, und es gehört immer noch zu den meistgelesenen und meistgeliebten Büchern der Weltliteratur.

Es ist wohl das einzige Buch neben der Bibel, das in alle Sprachen der Welt übersetzt wurde, und es ist das einzige Buch der Weltliteratur, das zu gleicher Zeit die Abschaffung der Sklaverei in Rußland, Siam und in den Vereinigten Staaten entscheidend beeinflusste. H.T.

Übung

„Sind Sie verheiratet?“ fragt der Chef vor der Anstellung den neuen Chauffeur.
„Nein“, sagt dieser bescheiden, „aber ich bin es trotzdem geworden, jede Anordnung widerspruchslos auszuführen.“



Cilli und das störrische Hündchen

Mannheimer Beitrag zum Verdi-Jahr

Neuinszenierung von Verdis „Ein Maskenball“ in der Originalfassung

Die 30. Wiederkehr des Todestages Giuseppe Verdis, des größten italienischen Musikers, am 27. Januar, wurde in allen Opernzentren der musikalischen Welt festlich begangen. Auch unser Nationaltheater ließ es sich nicht nehmen, mit einer glanzvollen Neuinszenierung der Oper „Ein Maskenball“ in der ursprünglichen Textfassung zum Verdi-Jahr einen festlichen Beitrag zu geben. Daß die Wahl des Werkes gerade auf den „Maskenball“, diesen „Outsider“ unter den populären Opern des italienischen Meisters, fiel, ist wohl ein Zeichen dafür, daß man nach dem Dreigestirn des lyrischen Melodikers den leidenschaftlichen Dramatiker der Opernbühne mit einem besonders markanten Werk zeigen wollte. Denn im „Maskenball“ befindet sich Verdi auf dem Wege zur letzten Meisterschaft — sowohl in der echt dramatischen Gestaltung des von Antonio Somma und ihm höchst wirkungsvoll angelegten und gesteigerten Librettos als auch in der akzentreichen, dabei aber immer ökonomisch-ausgesparten musikalischen Durchführung. Die Verbindung eines öppig quellenden Melodiendstromes, wie er sich in den herrlichen Arien und Ensembles auf glückliche Weise offenbart, mit dem großartigen dramatischen Aufbau, der seinerseits die musikalische Gliederung wesentlich bestimmt, stellt dieses „intime Seelendrama“ in manchen ehenbürtig neben die „Aida“ oder den „Otello“, also neben jene Meisterwerke, in denen ebenfalls ein politisches Motiv mit einem Motiv der Liebe verbunden wird. Den Hintergrund der Handlung bildet der politische Mord an König Gustav III. von Schweden, der in der Wirklichkeit durchaus keine große und hochherzige Persönlichkeit gewesen ist. Von dem fruchtbarsten Eugène Scribe in einem Schauspiel, von Alexandre Dumas (père) in dem Romanzyklus „Denkwürdigkeiten eines Arztes“ spannend geschildert, lag dieser Stoff in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sozusagen in der „Luft“; das Aufeinanderprallen der Welt des aufgeklärten Absolutismus, verkörpert in dem „ancien régime“, und der Welle der französischen Revolution war eines der beliebtesten Themen der französischen Literatur. Und so ist es kein Wunder, daß Verdi

auf der „Suche nach neuen und köhnen Stoffen“ nach dem französischen Opernkomponisten Daniel Fr. Auber diesen historischen Vorwurf aufgriff, um ihn mit einer Liebeshandlung zu verschmelzen. Die Handlung der Oper, die als Eifersuchtdrama eine Vorstufe zu dem ganz vergeistigten „Otello“ bedeutet, ist — wie die durch widrige Zensurumstände bedingten Veränderungen des Schauplatzes der Handlung und der agierenden Personen — aus dem Programmheft ersichtlich. Mit Recht ging man bei der Wiederaufnahme auf die ursprüngliche Textfassung zurück, da die in den Vereinigten Staaten spielende zweite Fassung nicht den Reiz des Geschichtlich-Wahrscheinlichen für sich hat.

Die Aufführung wurde für alle Beteiligten und damit für das Opernensemble des Nationaltheaters zu einem stürmisch bejubelten Erfolg. Es gab während der Szene und nach den einzelnen Bildern herzlichsten Beifall — und am Schluß etwa dreißig Vorhänge. Am Pult Professor Eugen Szenkar, Vollblutmusiker par excellence, der das leidenschaftliche Brin und die warme Kantilenenseligkeit dieser genialen Partitur in einem unvergleichlichen Zauber aufklingen ließ. Schon bei seinem ersten Erscheinen von dem vollbesetzten Haus begeistert begrüßt, ging er mit dem ihm eigenen Schwung an das Werk, setzte die scharf kontrastierenden Akzente dieser dramatisch erfüllten Musik in das rechte Licht und rief mit seiner unerhörten Suggestivität das in bester Klangfassung spielende Nationaltheater-Orchester und das Bühnengeschehen in die große Linie seines musikalischen Gestaltungswillens. So war die fughlose Verbindung von Orchester und Szene schiedlich vollendet. Fritz Dittgen von der Städtischen Oper Berlin, ein hier schon bestens bekannter Gastregisseur, bewährte sich wieder einmal als der maßvolle Ordner des Bühnengeschehens in der Auflockerung der Szene bei den großen Chorensembles und in der wirkungsvollen Abstufung der Handlung. Für das großräumig-wirkende Bühnenbild — besonders hintergründig bei der Hütte der Zigeunerin und am „unheimlichen Ort“ — wie für den Entwurf der Kostüme zeichnete Waldemar Volkmer (eben-

falls von der Städtischen Oper Berlin) verantwortlich.

Heinz Sauerbaum gab der Gestalt des Königs Gustav die Züge eines josephinischen Monarchen. Mit seiner berückend schönen, edlen und warm timbrierten Stimme gab er seiner Partie den Schmelz des Belcanto, der gerade bei Verdi unerlässlich ist. Daß der Sänger dabei noch ein guter Akteur ist, braucht bei solcher Glanzleistung nicht vermerkt zu werden. Ihm ebenbürtig war Will Wolff als René, Graf von Ankerström. Kavaller von Scheitel bis zur Sohle und beherrschter Schauspieler, wurde dieser Sänger eine gesungene Kultur und eine stimmliche Geschmeidigkeit, verbunden mit einer makellosen Schönheit und einem bewunderungswürdigen Tonsetz, der zum Auffordern zwingt und auf weitere Leistungen gespannt macht. Grete Scheibenhofers Amelia war wiederum eine schöne Leistung dieser sehr musikalischen und zinnent versierten Künsterin — sowohl im Bereich des Gesanglichen als auch in dem der Darstellung; sie vermag nun ihre schon oft gerühmte Sicherheit auch zur ausdrucksreichen Beseelung vorzüglich zu verwenden. Carin Carissan entfaltete den Zauber ihrer pastosen Altstimme — ganz herrlich in der tiefen Lage — zu einer Wärme und Eindringlichkeit, die das Publikum in Bann schlug. Ihre mahnend-beschwörende Tirade ließ den „swedischen Runenzauber“, der dieser Gestalt eigentümlich ist, ahnen. Lieselotte Buckup sah in der Rollenrolle des Pagen Oskar prächtig aus; die makellose Reinheit und Sauberkeit ihrer Stimme und ihre virtuose Kehlgeschmeidigkeit gab den Koloraturen den unachahmlichen Reiz des Spielerisch-Burschikosen, das der schicksalhaften Tragik der Handlung konfrontiert ist. Kurt Berger und Heinrich Holzlin (als Verschwörer-Duo) waren die gesanglich und darstellerisch hervorragend charakterisierten „drohenden Schatten“ im Hintergrund des Geschehens. In der Rolle des Matrosen Christian machte Kurt Hiller eine bemerkenswerte gute Figur, die von dem jungen Sänger noch manche schöne Leistung erwarten läßt. In episdischen Nebenrollen bewährten sich Franz Koke und Burkhard Hochberger auf das Beste. Die gute Einstudierung der Chöre war Joachim Popelka, die des Balletsolos (mit Eva-Maria Eick, Horst Ritzmann und Martin Stähler) im sechsten Bild Gaby Loibl zu danken. Es war

ein wirklich großer Abend unserer Oper: ein Abend schöner Stimmen und vollendeten Zusammenspiels. Willi Kahnis

Königsteiner Kasper im Amerikahaus

Nachdem bereits am Donnerstagabend die Königsteiner Handpuppenspieler vor einer großen Schar begeisterter mitspielender Kinder zwei kleinere Spiele, darunter eines unterhaltensreiche Bebenheit zwischen Kasperle, Seppi und Knolle um ein Seifenknetrennen, zur Darstellung gebracht hatten, zeigten sie am Abend das von Lucas Greve für die Puppenbühne wirkungsvoll bearbeitete Märchen „Der kleine Prinz“ des im Juli 1944 bei einem Aufführungsfug über dem Mittelmeer verschollenen französischen Piloten und Schriftstellers Antoine de Saint-Exupéry.

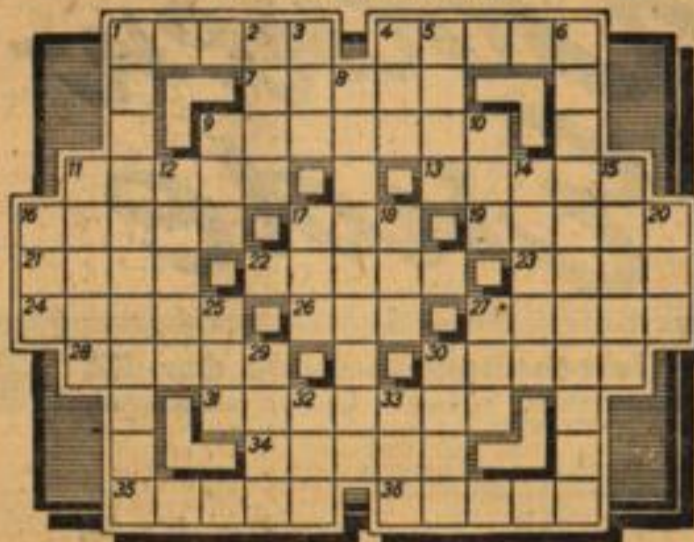
Auch in einem melancholischen, weisheitsvollen und sinnbildhaften Märchen vom kleinen Prinzen geht es um den Sinn der Welt und des Lebens und um die Stellung des Menschen zum Dasein. Auf seiner Reise von einem fernen Asteroid durch die Welt der Planeten auf die Erde erlebt der junge Prinz die Verstrickung aller Geschöpfe in Macht und Eitelkeit oder Besitz. Einzig den Laterrenanzünder findet er nicht konisch, weil er sich mit etwas anderem als mit sich selbst beschäftigt. An diesem Beispiel betrifft er das Ethos der Verantwortlichkeit und den Sinn einer Aufgabe. In verwandelter Gestalt kehrt er zu seinem Stern zurück, um dort die Blume zu pflegen, die er verlassen hat und die ohne ihn verkümmern muß. Von den vielen schönen Gedanken des Werkes sei einer unserer Zeit ins Stammbuch geschrieben: „Man sieht nur mit dem Herzen zu; das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

Die Bearbeitung des Märchens als Puppenpiel verbindet die einzelnen Erlebnisstationen des kleinen Prinzen durch einen nachdenklichen Sprecher, der sich in die Handlung eingreift. Bei der Aufführung durch die Königsteiner Puppenspieler war diese Rolle in bestausgestalteten Händen. Künstlerisch wertvolle Handpuppen, gut charakterisierende und nuancierende Sprecher, stilvolle Dekorationen und eine den Märchentönen des Ganzen schön unterstreichende musikalische Kulisse schufen die dem Werk gerecht werdende Stimmung. Alles in allem eine Aufführung, die die zauberhaften Wirkungsmöglichkeiten eines kultivierten Puppenspiels erneut unter Beweis stellte, e. a. J.

RÄTSEL UND SCHACH

Kreuzworträtsel

Ferienreise in den Harz



Waagrecht: 1. Stadt in der Schweiz, 4. Fluß in Polen, 7. göttliches Gesetz, 8. Pfleger, Krankenhälter, 11. Fangvorrichtung, 13. Stadt am Rhein, 16. katholischer Geistlicher, 17. Charaktereigenschaft, 19. Instinkt, 21. Berg in Tirol, 22. Schiffehrtweg, 23. bankmäßiger Ausdruck, 24. Königreich in Hindostan, 26. Rheinfluß, 27. Mädchenname, 28. deutsche Dichterin (Teilname), 30. Nebenfluß der Rhone, 31. Mongole, 34. Verpackungsmittel, 35. Teil des Gottesdienstes, 36. Segenswort des Lendmannes.
Senkrecht: 1. Siehe Anmerkung, 2. Wort für gleichgültig, 3. neutischer Begriff, 4. Bedrängnis, 5. Hensch, 6. und 8. siehe Anmerkung, 9. Fragewort, 10. Beamten-titel, 11. Nebenfluß der Oise, 12. Liebhaber, 14. türkischer Sultanserlak, 15. Schriftzeile, 16. italienisches Wort für Straße, 17. Monat, 18. Bodensenkung, 20. Windstoß, 25. Honiggetränk, 27. nordischer Gott, 29. Züchtigungsmittel, 30. Nebenfluß der Elbe in Böhmen, 32. Falz, 33. Nibelungenepos.
Anmerkung: 1, 6 und 8 sind drei bekannte Kurorte und Sommerfrischen im Harz.

Lösung der letzten Aufgabe

Kreuzworträtsel: „Werke von Richard Strauß“. Waagrecht: 1. Alpensymphonie, 12. Eria, 13. Tschaik. 14. Ideal, 17. Seidel, 19. Tort, 20. Sal, 22. Bulle, 23. Ostara, 26. Meer, 28. Salome, 30. Muel, 32. Renoir, 35. Aarau, 37. sin., 38. Aara, 40. Innung, 42. Tatar, 43. Ecker, 44. Saha, 45. Ein Heidenleben. — Senkrecht: 1. Anita, 2. Peer, 3. Erato, 4. Nil, 5. Sa, 6. Mt, 7. Pas, 8. Hieb, 9. Opium, 10. Nadier, 11. Euler, 15. Don Juan, 16. Saisie, 18. Elektra, 20. Star, 21. Ironie, 25. Agnon, 27. Jermas, 28. El, 30. Meins, 31. Leuch, 33. Rabe, 34. Baron, 36. Unke, 39. Stab, 41. Gel, 42. Tal, 44. Sa.

Schachaufgabe Nr. 71

W. Joergensen, Parallele (Frankreich) 1949



MATT IN DREI ZUGEN

Weiß: Ke7, Da2, Lh7, Se6, Bb4, d2, e2, f2, g5 (9).

Schwarz: Ke5, Lf3, Bb5, d3, f7, g7 (6).

Lösung der Schachaufgabe Nr. 70. Es droht Matt auf e5 durch 1. De3!, 16 (auf Kxd6 folgt Dd6 matt), 2. Dxe5+, fxe5, 3. Tg6 matt. —, e4, 2. Dd4, 16, 3. Dd5 matt. Im Hauptspiel eine schöne, versteckte D-Opferkombination, die ein reines Mattdbild ergibt. Diese reizte den Autor, dessen Vorliebe für glanzvolle Motive vielen unserer Leser bekannt ist, zur Darstellung.

Neue Briefmarken



PORTUGAL

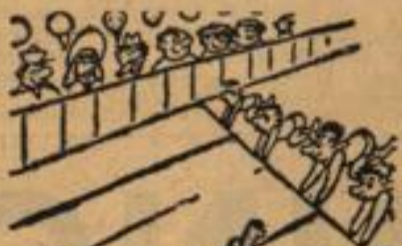
Im März d. J. fand in Lissabon ein Kongreß für Fischzucht statt, der auf zwei Sondermarken, die aus diesem Anlaß herausgegeben wurden, schließt mit „Fischkongreß“ bezeichnet wurde. Das Markenbild der beiden Werte zu 50 Ct. (hellgrün auf Gelb) und 1 Escudo (lilarot auf Gelb) zeigt einen portugiesischen Fischer in Nationaltracht mit einem großen Fisch über der Schulter.

EINE HANDVOLL DUMMER **Witze**

Allerlei Urlaubsfreuden!



„Da wird sich meine Frau sicher freuen. Sie wünscht sich schon lange eine Kuckucksuhr.“



„Na, schließen Sie doch endlich.“
„Ja, aber auf wen?“



„Ich hab da eben ein neues Cocktail-Rezept ausprobiert, aber irgend etwas scheint daran nicht zu stimmen.“

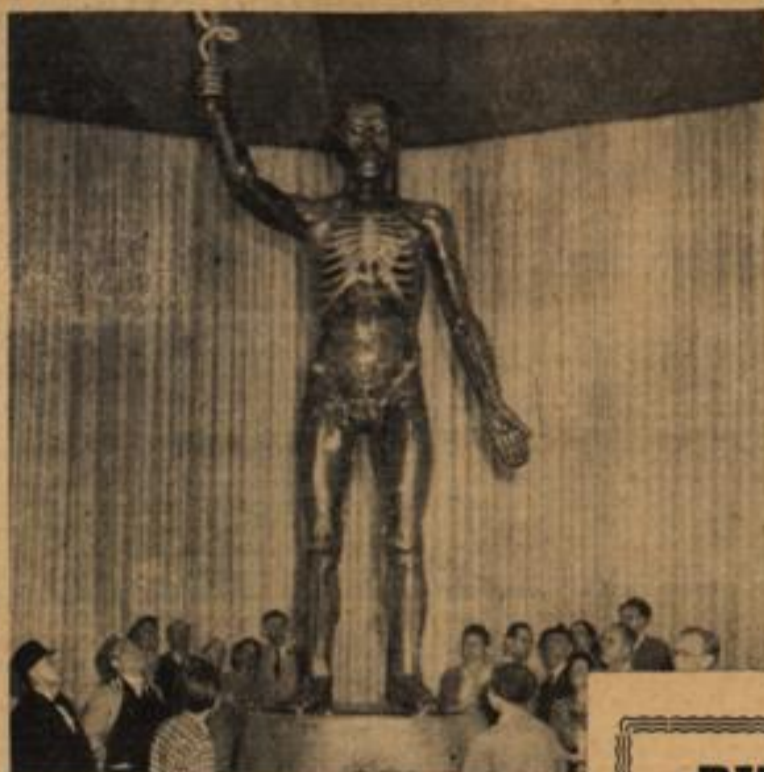


Ein Schauspieler heiratet.

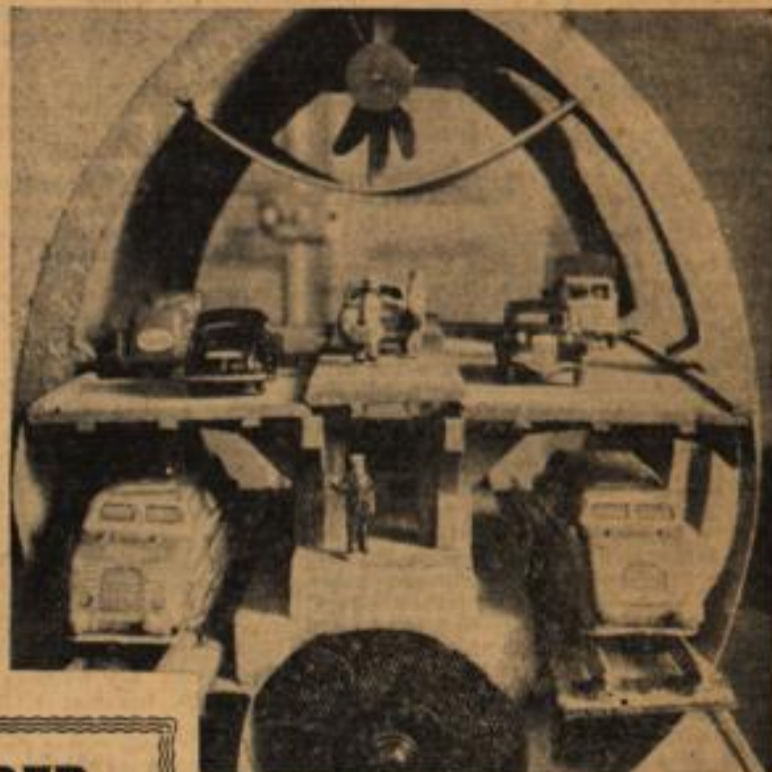


„Diese furchtbare Maschine wird alle zukünftigen Kriege überflüssig machen.“

Heinze Vau und Karl-Heinz Stehmayr sind die Zeichner unserer heutigen Witze.



Die größte Attraktion der Gesundheitsausstellung in Köln ist der „leuchtende Gigant“. Er übertrifft seinen Vetter, den „gläsernen Menschen“, in der Höhe ebenso wie in der Vollkommenheit seines technischen Innern, für das 13,5 Kilometer Draht verbraucht wurden. 1500 Glühbirnen erleuchten ihn, und ein Sprechband erklärt seine Körperfunktionen.



Trocken durch den Aermekanal kann man gelangen, wenn der Tunnelentwurf des französischen Architekten G. André ausgeführt wird. Der eiförmige Tunnel enthält im oberen Stockwerk zwei Straßen für den Autoverkehr und im unteren eine zweigleisige Bahnstrecke. Zum „Festival of Britain“ ist das Modell ein besonders neugierig betrachtetes Ausstellungsstück.

BILDER
aus aller Welt



Das größte Luftschiff der Welt wurde jetzt der USA-Marine zur Verfügung gestellt. Es ist 97 Meter lang, startete dieser Tage zu seiner Jungfernfahrt und soll im Ernstfall zur U-Boot-Bekämpfung eingesetzt werden.



Nur mit ihrem Haar bekleidet ritt vor rund 300 Jahren Lady Godiva durch Londons Straßen, um ihrem steuereintreibenden Gatten und der Bevölkerung einen rührenden Beweis ihrer Bescheidenheit zu geben. Jetzt wurde die Sage in London wieder lebendig, als eine englische Schauspielerin Lady Godivas Ritt wiederholte — mit einer Perücke und einem fleischfarbenen „Bikini“ angetan.



Aus Tapeten haben Schüler der Braunschweiger Meisterschule des deutschen Handwerks eine ganze Weltkarte zusammengestellt. 2500 Arbeitsstunden waren für das eiförmige Prachtwerk erforderlich. Es ist 18 mal 5 Meter groß und wird auf der Constructa-Ausstellung zu sehen sein.
Fotos: ap (2), opa (2), Reuter (1), Friedrich (1)

Fridolin sah diese Woche: Aufbau — Abbau ...



Kein Schützenfest gibt's ohne Achterbahn. Es lassen erstehn viel heilige Männer. Das hohe Gerüst mit dem Drum und dem Dran, des Aufbaus erfahrene Kenner. Sie haben ein Tempo, das läutet wie im Trab. Sie bau'n auch genau so schnell wieder ab.



Hannover wird schöner mit jedem Tag. Am „Kröpcke“ verschwinden die Schäden. Es schießen wie Pilze tagtäglich empor. Gewaltige Häuser für Kontore und Läden. Soweit auch das Auge rings um sich schaut: Hier wird für die Wirtschaft allein aufgebaut.



Verständlicherweise ist nicht sehr beliebt. Die Stille des Stempelns. Besonders die Frauen. Vergeblich zumeist auf dem Arbeitsamt. Nach lohnender Arbeit ausschauen. Man kann es nicht leugnen und sage es laut. Es wird jetzt mehr ab- als neu aufgebaut!

Amandus